

Verlag Bibliothek der Provinz

Käthe Recheis
GEH HEIM UND VERGISS ALLES
Roman

herausgegeben von Marius Huszar

ISBN 978-3-85252-251-7

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Titelbild: Meinrad Recheis

Käthe Recheis
GEH HEIM
UND VERGISS ALLES

Roman

Mein Vater war Landarzt in einem Dorf in Oberösterreich. Ich war zehn Jahre alt, als 1938 Hitlers Truppen einmarschierten und Österreich zum Großdeutschen Reich kam. Ich war elf Jahre alt, als Hitlers Armee in Polen einfiel und der zweite Weltkrieg begann.

Als ich zur Schule ging, lehrte man mich, das deutsche Volk sei eine Herrenrasse. Es gäbe auch minderwertige Rassen, sagte man mir. Juden seien die Feinde des deutschen Volkes, sagte man mir, daher gehörten sie vernichtet.

Meine Eltern waren keine Nationalsozialisten. Sie glaubten nicht, daß es Herrenrassen und minderwertige Rassen gäbe. Meine Eltern lehrten mich, daß Freiheit und Würde des Menschen in jeder Diktatur bedroht sind.

Einer unserer Verwandten wohnte in Mauthausen, jenem Ort an der Donau, wo die Nationalsozialisten eines ihrer großen Konzentrationslager errichtet hatten. Menschen wurden dort gequält und ermordet, nur weil sie Gegner des Regimes waren, oder weil sie Juden waren, oder weil sie einem der Völker angehörten, gegen die die Nationalsozialisten kämpften. Unser Verwandter hat das Konzentrationslager nie betreten dürfen, aber was er von außen sah, war schrecklich genug. Er hat es uns erzählt. Wieviele Menschen in den Konzentrationslagern ermordet wurden, erfuhren wir erst nach dem Krieg: Schätzungen zufolge waren es über 7 Millionen.

Im letzten Kriegsjahr wurden auf dem Rückmarsch der Deutschen Armee viele Juden aus dem Osten nach Deutschland und Österreich getrieben. Das Konzentrationslager Mauthausen wurde zu klein. Auffanglager wurden errichtet. Eines dieser Lager befand sich in einem Wald, in der Nähe unseres Dorfes. Das wurde geheimgehalten. Wir wußten nichts davon.

1945 kam das Ende der Hitler-Diktatur. 55 Millionen Menschen hatten sterben müssen. Im Frühjahr 1945 mar-

schierten amerikanische Truppen in Oberösterreich ein. Sie öffneten die Tore des Waldlagers. Keiner der Befreiten kam weit. Sie waren todkrank, fast verhungert. Mein Vater errichtete in einem Barackenlager ein Notspital. Drei der befreiten Juden, Ärzte aus Budapest, halfen ihm dabei ...

Ich habe es vergessen. Es gibt nichts mehr, was mich daran erinnert. Ich kann auf der Straße gehen, die aus dem Dorf führt, und da ist nur ein grüner Rasen, und da sind nur weiße Kieswege und neugebaute Häuser mit Blumen auf den Balkonen und bunten Vorhängen an den Fenstern. Der kleine Apfelbaum ist groß geworden und wirft einen breiten Schatten.

Ich kann auf der Straße zu den Schotterhalden gehen, und ich sehe die Gräber nicht mehr, die kleinen armseligen Gräber, auf denen Brennesseln und Disteln die Blumen erstickten. Nein, man geht nicht mehr zu den Schotterhalden. Die Schotterhalden sind eingeebnet, und unter den Bäumen neben der Straße steht eine Bank; man sitzt dort an den lauen Sommerabenden und sieht zu, wie die Sonne untergeht und die Dämmerung die fernen Hügel grau macht. Auch ich gehe am Sonntag auf dieser Straße spazieren, und ich erinnere mich nicht. Ich setze mich auf die Bank, und ich freue mich wie alle anderen aus dem Dorf, daß alles so schön ist und friedlich.

Und doch, manchmal, an einem Abend, wenn ich nicht einschlafen kann und den Wind in den Bäumen des Gartens höre und das Tropfen des Brunnens, erinnere ich mich. Und manchmal auch tagsüber, plötzlich erinnere ich mich. Und da weiß ich auf einmal: Ich habe es nicht vergessen.

Es ist seltsam, aber ich denke nicht an Penny oder Imre oder Lajos oder Dr. Mamor, zuerst sind es immer die Baracken, an die ich denke. Ich sehe sie ganz genau vor mir. Die Baracken sind grau. Von den Dächern hängt die zerfetzte Teerpappe in langen Streifen. Viele Fensterscheiben sind eingeschlagen. Die Baracken sehen aus

wie alte, müde Tiere, die sich erschöpft auf den Boden hingekauert haben.

Und dann sehe ich die vom Regen aufgeweichten Wege und die Pfützen und Lachen, die oft so groß waren, daß sich eine ganze Baracke und der graue Himmel darin spiegeln konnten. Und ich erinnere mich, daß ich fror, daß es regnete. Aber es kann doch nicht immer geregnet haben, damals. Freilich, es war Frühling, und im Frühling regnet es oft viele Wochen in unserer Gegend.

Ich sehe Dr. Mamor, wie er aus der Baracke der Ärzte kommt und über den nassen lehmigen Platz in der Mitte des Lagers geht. Seine Schuhe und seine Hosen werden schmutzig, weil er die Füße kaum hebt. Ob er jetzt noch immer so geht, mit gewölbtem Rücken, hängenden Schultern, stets gesenktem Kopf und glanzlosen Haaren, die ihm in die Stirn fallen, in das bleiche gelbe Gesicht? Nein, er wird gerade gehen, das Gesicht wird nicht mehr bleich und gelb sein und das Haar nicht mehr glanzlos. Ob er noch weiß, wie ich aussehe? Wahrscheinlich wird er nicht einmal mehr wissen, daß es mich gegeben hat, er hat mich damals kaum bemerkt. Ob er sich an meine Mutter erinnert? Ich bin fast sicher, er hat meine Mutter nicht vergessen, aber vielleicht weiß er auch nur mehr, daß er von den Baracken zu einem Haus ging mit hellen Zimmern, daß er dort in einem weichen Sessel saß, daß ihm eine Frau Tee in einer weißen Porzellanschale brachte, daß er sie in einen Garten begleitete, in dem Blumen blühten ...

*

Dr. Mamor kommt aus der Baracke der Ärzte. Er geht über den nassen lehmigen Platz in der Mitte des Lagers.

Seine Schuhe und seine Hose werden schmutzig, weil er die Füße kaum hebt.

Es hat nachts geregnet. Das zertretene Gras beginnt sich aufzurichten, und an den ausgerissenen Sträuchern neben der Straße straffen sich die welken Blätter, als könnten sie noch einmal zu leben anfangen, doch in ein paar Tagen schon werden sie braun und dürr und eingeschrumpft sein. Der kleine Apfelbaum am Ende des Zaunes blüht, er wirft einen schmalen Schatten.

Ich trage ein weiß-blaugestreiftes Kleid und eine weiße Schürze und ein weißes Häubchen. Ich sehe aus wie eine richtige Krankenschwester. Auch Lucy sieht aus wie eine Krankenschwester, aber wie ich hat sie keine Ahnung, wie man Kranke pflegt. Sie geht an Dr. Mamor vorbei und grüßt. Er blickt nicht auf und antwortet nicht, und sie sagt, als sie sich zu mir auf die Holzbank vor der Baracke Nr. 2 setzt: »Hochmütiger Kerl!«

Dr. Mamor ist aber nicht hochmütig. Er hat sie nur nicht gesehen. Er sieht so wenig, er geht umher wie ein Schlafender. Auch mich scheint er niemals zu bemerken, obwohl ich mir oft wünsche, daß er mit mir spricht, denn von allen Ärzten hier gefällt er mir am besten.

Dr. Jökesch, der Chefarzt in einem Spital in Budapest gewesen ist, beachtet mich leider zu oft. Immer, wenn er in die Baracke kommt und mich bei den Kranken sieht, lächelt er spöttisch, und er schickt mich aus der Ambulanz und ruft Hilde, wenn ich einen der Männer hinein führe. Für ihn bin ich ein Kind, das nicht hierher gehört. Er hat es Hilde gesagt, und Hilde sagte es mir. Aber ich bin siebzehn Jahre alt, und mein Vater hat es mir erlaubt. Und wer leitet schließlich dieses Lager, Dr. Jökesch oder mein Vater!

Das Gesicht des ehemaligen Chefarztes ist bleich, aber es war wohl auch früher immer bleich. Es ist nicht bleich vom Fleckfieber und vom Hunger. Dr. Jökesch ist niemals krank gewesen, und sein Rock und seine Hose sind nicht zerrissen.

Der dritte Arzt, Dr. Noht, sieht sehr gewöhnlich aus, ein ältlicher Mann mit einem müden Gesicht. Dr. Mamor aber ist noch jung. Meiner Mutter erzählte er, daß er nach der Universität nur einige Wochen in einem Spital arbeiten konnte, dann mußte er zum Militär, und als in Ungarn die Juden eingesperrt wurden, kam er in ein KZ-Lager*. Seine großen Hände sind feucht. Er ist immer traurig, er spricht kaum mit den Mädchen, er lacht nicht. Er geht zu meiner Mutter, sitzt bei ihr im Zimmer oder im Garten, und wenn ich komme, geht er fort.

*

Damals, im Frühjahr 1945, als Dr. Mamor ihren Gruß nicht erwiderte, sagte Lucy: »Hochmütiger Kerl!«

Ich verteidigte ihn nicht, obwohl ich fühlte, daß sie unrecht hatte. Lucy war nur vier Jahre älter als ich, aber sie sah aus wie eine dreißigjährige Frau. Mich hielten alle für ein fünfzehnjähriges Mädchen; ich steckte die Haare unter die Haube, um älter auszusehen, aber es nützte nicht viel. (Im Spiegel sah ich stets das gleiche runde Gesicht mit der viel zu kleinen Nase, die niemals so gerade werden würde wie die meiner Mutter!)

Lucy war ein Flüchtling, sie kam irgendwoher aus dem Osten, aus einem Dorf, dessen Namen ich nicht aussprechen konnte. Ich rückte näher zu ihr, ich war froh, daß ich nicht mehr allein auf der Bank saß, allein vor der häßlichen Baracke, mitten im Lager, in dem es so

*) KZ = Abkürzung für Konzentrationslager.

seltsam still war und in dem es nach nassem Lehm und verbrannten Lumpen roch. Sehr weit weg, am Ende der langen Hüttenreihe, breitete Hilde Strohsäcke in der Sonne zum Trocknen aus, und von einem Feuer, das sie angezündet hatte, stieg gelber dicker Rauch auf, der in der Kehle stach und zum Husten reizte. Hilde hob verlauste Kleider mit einem Stock auf und warf sie auf den qualmenden Haufen. Ich mußte plötzlich denken: Wo werden wir so viele Röcke und Hosen hernehmen, wenn sie wieder gesund sind und aufstehen?

Lucy und ich taten so, als bemerkten wir Hilde nicht. Wir wollten ihr nicht helfen. Nicht einmal mit einem Stock hätte ich diese alten Lumpen angerührt. Hilde war die Älteste in unserer Baracke, sie kommandierte mich herum und sagte zehnmal am Tag: »Christine, das hast du wieder falsch gemacht!« Aber auch Hilde war keine Krankenpflegerin, sie war Schneiderin, und sie wußte nichts besser als ich.

Der Koch, ein alter Jude, kam aus der Vorratskammer und trug einen Sack Erbsen in die Küche. Vor der Schwelle stolperte er, der Sack zerriß, und die Erbsen fielen in den Schlamm.

»Dieses dreckige, elende Spital«, sagte Lucy, »mir ist schon ganz übel.«

»Warte, in ein paar Tagen wird es hier anders aussehen. Mein Vater geht zu den Amerikanern, und der Kommandant gibt uns alles, was wir brauchen ...«

Lucy verschränkte die Arme im Nacken, lehnte sich zurück und blinzelte träge in die schwache Morgensonne. »Glaubst du«, murmelte sie, »sie schenken uns Leintücher, weiße Leintücher und Hemden, reine Hemden ...?«

Käthe Recheis

geb. 1928 in Engelhartzell
aufgewachsen in Hörsching bei Linz
lebt in Hörsching und Wien
seit 1961 freie Schriftstellerin und Übersetzerin

Zahlreiche Kinder- und Jugendbuchpreise
u.a. mehrmals ausgezeichnet mit dem »Österreichischen Kinder-
und Jugendbuchpreis« und dem »Jugendbuchpreis der Stadt Wien«.
Weiters erhielt sie für das Gesamtwerk den »Österreichischen
Würdigungspreis für Kinder- und Jugendliteratur« und den
»Großen Preis der Deutschen Akademie für Kinder- und
Jugendliteratur«

Werke:

- »Kleiner Adler und Siebenstern«
- »Der kleine Biber und seine Freunde«
- »Das Blockhaus am Minnewana«
- »Der weite Weg des Nataiyu«
- »Der weiße Wolf«
- »Lena – Unser Dorf und der Krieg«
- »Wolfsaga«
- »Kleines Monster Schnibulum«
- »Schwesterchen Rabe«
- »Geh heim und vergiß alles« (*Von der Autorin überarbeitete Ausgabe. Die erste Fassung dieses Buches erschien 1964 unter dem Titel »Das Schattennetz« im Verlag Herder.*)

Verlag Bibliothek der Provinz
Literatur, Kunst und Musikalien